

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 1 (1897)

Artikel: Eine Wettfahrt

Autor: Dontrebande, Elie / Ebersold, Elise

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine Wettfahrt.

Von Elie Doutrebande. — Autorisierte Uebersetzung von Elise Ebersold, Bözingen.

Herr Notar, sie macht's nicht mehr lange, sagte Doktor Renaud an dem Morgen, als er von einer engen Mansarde, deren niedrige Decke überall gespalten war, herunterkam.
„Nein, nicht mehr lange, höchstens vierzehn Tage. Sie hofft zwar, die Frühlingsonne stelle sie wieder her . . . Täuschung! Täuschung! Der Keim des Übelns ist da; schon ihre Mutter ist daran gestorben. Ja, ja, es ist, wie ich Ihnen sage, noch vierzehn Tage! . . .“
„Die Schwindfahrt, es ist die Schwindfahrt,“ erklärte Notar Perret, die Daunen in den Achselhöhlen der Weste verfestigt und die vom schwarzen Staar bedrohten Augen hinter großen, dunstblauen Brillengläsern verborgen. „Arme Frau! Sie hat in ihrem Leben nichts als Unglück gehabt. Ihr Mann — ein unveränderlicher Trunkenbold — hat sie vor zehn Jahren verlassen, um mit einem leichtfertigen Weibsbild, man weiß nicht wohin — durchzugehen.“

„Und sein Sohn, sein Lücién?“

„Ah, welche Pest, dieser Junge! Ein Bummel, ein Schlängel, der nicht einen guten Gedanken im Kopf hat. Statt dazuschaffen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ist er den ganzen Tag auf der Gasse, um Hunde und Katzen zu martern, oder im Walde, um Bögel auszunehmen. Bei der Nachricht von der Krankheit seiner Mutter habe ich ihm den Vorschlag gemacht, als Schreiber bei mir einzutreten. Es folgten es geradewegs und ohne zu danken ab. Wenn er seine Mutter liebte, er würde aus eigenem Antriebe eine Stelle suchen, um sie zu unterstützen. Der nimmt ein schlechtes Ende, das sage ich Ihnen.“

Und nach dieser Prophezeiung kehrte der würdige Notar in seine Schreibstube zurück, um einen wichtigen Akt aufzusezen.

Der alte, pflichteifige und gewissenhafte Arzt Renaud, dem es mehr um Linderung seiner Kranken, als ums Geldverdienen zu thun war, setzte auf seinen weitern Gängen zu seinen Patienten das begonnene Selbstgespräch halblaut fort: „Der Junge nimmt ein schlechtes Ende; der Notar hat recht . . . O, nichts Verhängnisvoller als Vererbung! Wir Ärzte vermögen nicht viel dagegen, die Jungen so wenig als wir! . . . Man behauptet, dochs Lymphé . . . hm, hm! Ich glaube nicht daran! Und wie mir scheint, hat Lücién mit seinem ganz mageren, bleichen Gesicht, den Keim auch schon! . . . Ich gebe dem armen Weib Mittel, die etwas lindern, allein sie gefügt zu machen, das vermögen sie nicht. Lebriegen weiß sie wohl, daß der Tod nicht ferne ist; ich habe es ihr gesagt. Man muß das den Kranken nicht verheimlichen, sondern ihnen Zeit geben, sich auf das Sterben vorzubereiten; wie der Körper, ist auch die Seele nicht immer bei guter Gesundheit . . . Lücién wird schlimm enden und doch hat er sicher ein gutes Herz.“

Bei dieser Bemerkung angelangt — die nur seiner Nachsicht entstammte — hörte er hinter sich den schrillen Pfiff eines Velos und den Ruf:

„Achtung, Achtung! Herr Doktor, nebenan!“

Er hatte gerade noch Zeit, an das Strafenbord zu flüchten. Vor ihm flog in einer Staubwolke mit Pfeilgeschwindigkeit und krummem Rücken ein junger Bursche dahin, der an einen Jockey auf galoppierendem Pferde gemahnte.

Als der in seinen Betrachtungen gestörte Doktor Lücién erkannte, fühlte er all sein Wohlwollen versliegen und die Röte der Empörung ihm ins Antlitz steigen.

„Abscheulicher Nichtsnutz!“ murmelte er, „ist das nicht eine Schande! Während seine Mutter da oben in einer elenden Kammer dem Tode entgegensteht, spielt er den Monsieur, als ob er ein Millionär wäre!“

„Lücién, Lücién! Halt!“ rief er so laut, als seine arme, gebrochene Stimme es gestattete.

Doch der Velofahrer war schon hundert Meter weit.

„Wo hat er sich denn diese Maschine verschafft? Er hat sie vielleicht gestohlen. Geh, brich dir den Hals! Arme Mutter, arme Frau Leblanc! Der Tod ist eine Erlösung, wenn man solch einen Sohn hat. Nicht mehr als vierzehn Tage! . . . Ja, möge er sich den Hals brechen! Und ich sage noch, der Taugenichts habe Gemüt!“

Mit aller Kraft seiner Beine radelte Lücién in der Richtung nach Neuenburg dahin, ohne Ahnung, daß Doktor Renaud ihm einen so unchristlichen Wunsch nachstande.

* * *

In der Dachkammer, in die das Licht nur wie widerwillig durch ein Giebelfensterchen eindringt, ringt Frau Leblanc seit einem Monat mit der Lungenschwindfahrt.

Es thut einem weh, ihr stoßweises, pfeifendes Atmen zu hören; auf dem abgemagerten Gesicht haben Schmerz und Entbehrungen tiefe Runzeln gezogen, die schönen, schwarzen, fiebergrößen Augen drücken zugleich die Angst vor dem Leben und vor dem Sterben aus.

„Leben? Wozu, mein Gott?“ sagte sie. „Ich kann nicht mehr länger leiden.“ Und mit großer Anstrengung öffnet die Märtyrerin ihren Mund unverhältnismäßig weit, um tief Luft zu schöpfen, die aber leider nicht hinein will. „Sterben, ja, sterben!“ fährt sie fort. „Was aber soll aus Lücién werden? O wenn er mich doch ein wenig lieb hätte! Wenn er wüßte, daß seine Gleichgültigkeit mir noch weher thut, als diese mich verzehrende Schwindfahrt!“

Und zwischen zwei Erstickungsanfällen, die ihre Glieder zusammenkrampfen, ruft sie: „Lücién! Lücién!“

Sie gibt sich keiner Täuschung hin; sie weiß, daß sie verloren ist; der Arzt hat es ihr soeben gesagt. Hätte sie nicht diesen Sohn, für dessen Zukunft sie zittert, mit welcher Freude ginge sie nicht hinüber in das Land der Ruhe!

Langsam verstreichen die Stunden . . .

Am Horizont versinkt die Sonne; das Tageslicht, das schräg in die Mansarde mit dem zerfressenen, schwärzlichen Holzwerk einfällt, scheint aus Schatten und Helle gebildet zu sein. Die arme Frau leidet seit einem Weilchen etwas weniger; es ist, als wäre die Krankheit selber müde geworden, sie zu quälen. Mit starr auf die Thüre gebeitem Blick erwartet sie ihren Sohn. Und während der langen Stunden dieses Harrens zieht ihr ganzes Leben an ihren Augen vorüber. Sie denkt der vergangenen Tage, da sie als Kind von ihrer Mutter gehätschelt worden, die nun schon seit lange auf dem Friedhof, nahe dem tiefen See, schlummert; sie erinnert sich der Schule in dem kleinen Dörfchen Cortaillod, ihrer Gespielinnen, die sie eine um die andere aus den Augen verloren hat. Wie ferne erscheinen ihr die Jahre der Jugend, da auch sie, gleich den andern, schöne Zukunftspläne baute! Und sie sieht sich wieder mit neunzehn Jahren an einem sonnigen, von Rosen durchdufteten Maimorgen am Dorfbrunnen stehen . . . André Leblanc hatte ihr seine Liebe gestanden und angeblickt der Alpen, die drüben in der Ferne ihre Schneegipfel erheben, geschworen, ihr immer, immer treu zu bleiben. Und in ihrem Herzen stimmte die Liebe das hohe Lied der Glückseligkeit an . . .

Zwei Jahre war sie glücklich; dann fing André — man wußte nicht weshalb, vielleicht gab er nur ungeliebtem Drängen nach — zu trinken an und vernachlässigte sein junges Weib. Während sie in schmerzlicher Vereinsamung die langen Winterabende zubrachte, sank er im Wirtshaus, das ihr kleines Vermögen verdrang, zum Vieh herab.

An einem Herbstabend, da die Alpen so schön waren, wie bei ihrem ersten Klug, ging er mit einer Dirne davon und nahm das Wenige mit, was noch von der Mitgift der Gattin übrig geblieben war. Von da an lernte sie alle Entbehrungen kennen, und die Träume ihrer Jugend zerstoben wie Rauch. Lücién, ihr Kind, auf das sie all ihre Liebe übertragen hatte, war nur ein neuer Grund von Sorge und Kummer für sie . . .

Um ihre Leiden zu vergessen, hatte die arme Schwindfahrt-

tige in dieser Zeit des Sonnenuntergangs nichts weiter als die Erinnerung an ihr unglückliches Leben. Von einem neuen Erstickungsanfall erfaßt, erhebt sie sich plötzlich von ihrem Lager; sie meint auf der Treppe Schritte zu hören.

„Lücién, Lücién, bist du's?“

Doch nein; sie hat sich geirrt.

Eine unendliche Mattigkeit bemächtigt sich ihrer; wie beschwert von einer ungeheuren Last, fällt ihr Haupt auf das Kissen zurück; und der Schlummer oder vielmehr die äußerste Erschöpfung drückt ihr die Lider zu.

Pfeifendes, stoßweises Atmen ist das Einzige, was man in der abenddunklen Mansarde hört.

* * *

In Colombier war Lücién Leblanc nicht ohne Grund gefürchtet und seine Mutter mußte eine treffliche Frau sein und lebhafte Teilnahme einflößen, daß man sie, trotz den Spitzbübereien ihres Sohnes noch zum Waschen und zu groben Arbeiten anstelle. Wenn indes der Notar Perret mit seiner unumwundenen Behauptung: „der Taugenichts nehme ein schlechtes Ende,“ nicht unrecht hatte, so war doch hinwiederum Doktor Renaud, dem fünfzig Jahre ärztlicher Praxis eine Autorität in Sachen des Urteils gaben, der Wahrheit nicht allzufern, da er ihm ein gutes Herz zuerkannte.

Lücién war der Typus eines Pariser Gassen schwengels: mageres, bleiches Gesicht, das ebenso wohl das eines Kindes, als eines Erwachsenen sein konnte, dunkles, allzulanges, bis über den Nacken reichendes Haar, glänzende, braunschwarze, schelmische Augen, die aber einen schönen Ausdruck von Freimut und Tapferkeit besaßen. Damit verband er sachenhafte Geschmeidigkeit, offenartige Behendigkeit, eine unüberwindliche Abneigung gegen jede regelmäßige Arbeit, einen Willen, den nichts zu brechen vermochte, zigeunerhafte Manieren und Neigungen; kurz er war ein rätselhafter Charakter, den man von vornherein beim ersten Zusammentreffen ungünstig und vorurteilsvoil beurteilte.

Mit Ausnahme des alten Arztes würde jeder in Colombier bestätigt haben, Lücién hätte den Kopf voll von lauter Bubenstreichen und Narrenzeug und seine Devise, wenn er überhaupt eine habe, könnte nur lauten: „Es lebe die Freude!“ Und trotzdem war er von hypochondrischer Schwermut, die zuweilen in wahnsinnige Herzweiflung überging; er verkehrte mit keinem gleichaltrigen Jungen und wußte überdies, daß es an mütterlichen Verwunderungen nicht fehlte: „Paul, geh' nicht mit Lücién Leblanc! Henri, nimm dich in acht und sprich nicht mit diesem Taugenichts Leblanc!“ Er hatte bloß Umgang mit einem jungen Engländer, der in Colombier im Pension war, und der ihm, sei's aus Furcht, sei's aus einer gewissen Ähnlichkeit des Geschmacks, von Zeit zu Zeit sein Velo lieh.

Das erklärt denn auch, warum Doktor Renaud ihn in voller Schnelligkeit gegen Neuenburg zu fahren sah.

* * *

Es schlug die neunte Stunde vom Turme, als Lücién müde und staubbedeckt mit schwerem Schritt die Treppe zu der Mansarde ersteig, in der seine Mutter in unrühigem Schlummer lag. Leise öffnete er die Thüre, warf seine Mütze nachlässig auf einen Stuhl und trat, erstaunt, daß sie ihm nicht, wie gewohnt, guten Abend wünschte, ans Bett. Der silberne leicht ins Bläuliche schimmernde Widerschein des Mondes beleuchtete das Gesicht der Schwindfältigen und ließ seine Blässe so recht hervortreten.

„Schläfst du, Mutter?“ fragte er mit zitternder Stimme. Plötzlich bebte er am ganzen Körper, und aus seinen Augen sprach ein unbeschreibliches Grauen. Die angstvoll atmende Mutter hatte vom Schmerz verzerrte Züge; den ununterbrochen zitternden Lippen entschlüpften heisere Töne, unartikulierte Worte, unter denen man mühsam den Namen Lücién unterschied.

Was ging nun vor in der Seele dieses Schlingels, dieses Taugenichts, von dem es in Colombier hieß, er habe für seine Mutter weder Respekt, noch Liebe?

Regungslos stand er da, geisterhaft blaß, dann rollten Thränen, die ersten, die er seit lange geweint, auf die Hand der Kranken, die er ergriff und streichelte.

„Mutter, vergib mir! . . . Man sagt, ich liebe dich nicht; o, es ist nicht wahr . . . Stirb nicht! Stirb nicht!“

Dies so lange in sich verschlossene Herz, das, wie es schien, weder Zuneigung, noch Gefühlsäußerung bedurfte, barg doch

in seinen geheimsten Falten die reinsten, tiefste kindliche Liebe. Und diese Liebe, wie seine Neue drückte er in den wenigen Worten aus: „Stirb nicht, Mutter!“

Frau Leblanc öffnete die Augen; ihre Gedanken waren noch wirr, und wie verständnislos sah sie Lücién an, auf den gerade ein voller Strahl des Mondes fiel.

„Bist du's, mein Sohn, bist du's?“

„O Mutter, vergib mir!“

„Bist du's, Lücién? Doktor Renaud hat's gesagt: Noch ein paar Tage und alles ist zu Ende . . . O Lücién, wenn du mich lieb hättest!“

„Stirb nicht, stirb nicht! Ich will für uns beide arbeiten . . . Du sollst sehen, daß ich dich lieb habe.“

Und neben dem Bett auf den Knieen, schluchzte der Junge fort und fort: „Stirb nicht, Mutter!“

„Lücién, mein Sohn, o . . . wie glücklich bin ich nun!“

Ja, habe deine Mutter recht lieb . . . Gott wird dich segnen.“

Und von neuem entclummernd, sprach sie wie zu sich selbst — oder zu Gott?: „Warum sterben? Warum? . . . Da er doch seine Mutter liebt? . . .“

Haudend stammelte sie noch einige unverständliche Worte und schloß darauf, umgeachtet ihrer Schmerzen, erschöpft, doch ruhig wieder ein.

Die Sonne stand am folgenden Tage schon hoch am Himmel, als Doktor Renaud an Frau Leblances Thüre pochte. Es war einer jener wundervollen Lenztage, wie man sie im Neuenburger Nebenland häufig sieht. Aus jedem Gebüsch tönt Bogensang; über Wiesen und Gärten streichen Wohlgerüche mit der Brise, während Myriaden von Insekten in einem Lichtmeer an der Hymne der Anbetung, die alles zu Gott emporstiegt, teilnehmen.

„Eine reiche Zeit, eine reiche Zeit!“ sagte der Greis zu jedem Bauern, der ihm begegnete. „Ihr bekommt so viel Heu, daß Ihr's in den Scheunen nicht bergen könnt . . . Und Obst und Trauben! . . . Es gibt ein ganz ausnahmsweise gutes Jahr; das verspreche ich Euch.“

Und er empfand bei dieser Prophezeiung herrlicher Enten etwas von der Freude, wie sie unzweifelhaft die Vorstellung selbst geniest, indem sie zahllose Wohlthaten über die Erde ausgießt.

„Wie geht's, liebe Frau?“ fragte er beim Eintritt die arme Schwindsüchtige. Und erstaunt über ihr viel ruhigeres Gesicht, fügte er hinzu: „Wie ich sehe, war die letzte Nacht nicht so schlimm.“

„Ich habe weniger gelitten, Herr Doktor, und fühle mich heute beinahe wohl . . .“ Zwar fehlt's noch am Atem . . . Doch ist mir besser, viel besser . . .“ und sie sah ihr Kind mit so sanften, dankbaren Augen an.

Lücién, dem es seit einem Weilchen unbehaglich zu Mute war, hatte anfänglich die Absicht, dem Doktor seine Reue zu gestehen und ihm zu erklären, daß er seine Mutter liebe, obwohl man von ihm in Colombier das Gegenteil vorausseze; doch seine rohen Intinkte gewannen die Oberhand und er stellte sich, das Weggehen des Doktors erwartend, ans Fenster und beobachtete die einformige Arbeit einiger Männer.

Das Aussehen seiner Patientin brachte den Arzt etwas außer Fassung. „Diese plötzliche Besserung ist nicht natürlich,“ dachte er, „und bedeutet nichts Gutes. Das Herz ist weniger stark; das ist das Geheimnis . . . Aber der Körper! . . . Sicher handelt es sich dabei um Lücién . . .“

Und ohne weitere Umhülfwe legte er dem Jungen die Hand auf die Schulter und fragte: „Gi, warum gehst du heute nicht aus? Das Wetter ist prachtvoll und die Straße herrlich . . . Es ist ja eine Spazierfahrt per Velociped?“

Lücién schlug die Augen nieder. Einen Moment bämpte sich seine stolze Unabhängigkeit wieder auf, und er war auf dem Punkte, mit einer Unverschämtheit zu antworten. Allein sein Blick kreuzte den seiner Mutter, der lächelnd und glücklich zu sagen schien: „Fürchte nichts, Lücién; sage Herrn Renaud, warum du bei mir bleibst.“

Und so antwortete der Junge mit fester, freimütiger Stimme: „Ich muß meine Mutter pflegen, Herr Doktor, . . . ich habe sie verlassen . . . ich war so undankbar . . .“

Und flehend und mit feuchten Augen fuhr er fort: „Nicht wahr, meine Mutter stirbt nicht? O sagen Sie mir, daß sie nicht stirbt!“

Doktor Renaud hatte sich in seiner Vermutung nicht geirrt. Es war nur eine vorübergehende Besserung. Beim Fort-

gehen wünschte er sich mit dem Ärmel eine Thräne der Nährung fort und murmelte:

„Sie stirbt bald! Keines der Mittel aber, die ich ihr gebe, wird ihr so wohl thun, wie die Liebe ihres Kindes.“

Mit Frau Leblanc ging es rasch abwärts. Doch mit welcher Ergebung ertrug sie nun ihr Kreuz, da Lüciens, gleich dem verlorenen Sohn, reue- und liebevoll zu ihr zurückgekehrt war! Fühlte sie, daß die Schmerzen heftiger würden, daß ein neuer Erstickungsanfall ihr die Kehle zusammenzuschüren drohte, so suchte sie Lüciens schnell zu entfernen, indem sie ihn bat, ihr ein paar Blumen oder eine Karaffe frisches Wasser beim Brunnen zu holen. „Ich will ihm nicht noch mehr betrüben“, sagte sie; „wozu soll ich ihm zeigen, wie sehr ich leide; ist's nicht genug an der Mühe, die er sich für mich giebt?“

Und, einmal ohne Zeugen, ertrug sie stoisch die schrecklichsten Schmerzen, indem sie den Himmel um Hilfe anflehte und ein Dankgebet zu ihm empor sandte.

In Colombier wunderte man sich, von keinen neuen Bubenstreichen des so schlecht beleumdeten Lüciens zu vernehmen.

„Seien wir auf der Hut,“ sagte Frau Sandoz zu der Gattin des Notars Perret, die just vor dem Hause des Beifall handhabte, „trauen wir ihm nicht; er brütet über einen schlimmen Streich... Stille Wasser sind tief!“

„Ja, nehmen wir uns in acht. Ich fürchte, er führt sich nicht so gut auf, als Doktor Renaud behauptet. So wurde zum Beispiel gestern auf dem Perron des Pfarrers von einem Schafeisen zum andern eine Schnur gespannt. Wer anders hat das gethan, als der Richtsnus Leblanc!“

Lüciens wußte wohl, daß ihn alle Schwäbchen des Dorfes auf der Zunge hatten und durchhechelten. Er kümmerte sich übrigens nur wenig darum und fuhr fort, seine Mutter mit einer Aufmerksamkeit, Hingabe und Liebe zu pflegen, die viele Leute in Erstaunen gesetzt hätte.

Eine Woche war verstrichen, seit der Doktor dem Notar Perret angekündigt hatte, Frau Leblanc habe nur noch vierzehn Tage zu leben; und in Anbetracht der raschen Fortschritte der Krankheit mußte man von einem Augenblick zum andern auf ihre Auflösung gefaßt sein.

„Ich fühle mich schwächer, Lüciens, viel schwächer — diesen Abend,“ sagte die Kranken mit fast erlöschener Stimme, „heute ist Donnerstag, nicht wahr?“

„Freitag, Mutter.“

„Freitag?“ sprach sie erstaunt und wie aus einem Traume erwachend... „ja, es ist wahr!... Seit ich glücklich bin, vergehen die Tage so rasch!... Höre, Lüciens...“

Der Junge trat ganz nahe zu der Kranken.

„Ich werde nicht mehr lange leben... ich spüre es... und darf dir's nicht verbreihen. Am Sonntag ist's, wie ich glaube, zu Ende. Gott will es so... allein ich sterbe ruhig... da ich nun weiß, daß du deine Mutter lieb hast... Sei immer ehrlich und gut... versprich es mir!...“

„O Mutter, ich schwör' es dir,“ antwortete Lüciens mit von Schluchzen erstickter Stimme, „nein, stirb nicht, Mütterchen.“



Denke oft an deine Mutter... und wenn ich drüben... auf dem Friedhof bin, so komm' bisweilen... und lege einige Blumen auf mein Grab... niemand wird es pflegen... wenn du's nicht thust.“

Lüciens sah an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie noch mehr sagen wollte; sie vermochte es aber nicht.

Das Delirium begann...

Als Doktor Renaud am folgenden Tage kam und sah, wie der Tod sein Siegel der Schwindsüchtigen bereits aufgedrückt hatte, flüsterte er leise: „Sie stirbt noch eher, als ich vermutete; morgen ist's fertig.“

Er versuchte, sich ihr verständlich zu machen, doch umsonst.

„Lüciens,“ wandte er sich beim Fortgehen an den Jungen, „deine Mutter schlält; du kannst sie eine Weile verlassen; ich habe mit dir zu reden.“

Die Stimme des Arztes war mild und ernst.

Lüciens folgte ihm.

„Höre, mein Sohn,“ begann der Doktor, seine Hand auf des Knaben Schulter legend, „deine Mutter wird bald... morgen oder Montag... sterben.“

„Retten Sie sie, Herr Doktor, retten Sie sie!“

„Ich vermag's nicht; ihre Stunden sind gezählt. Sei mutig mein Sohn, sei stark; denn bald bist du eine Waise!“

Bei diesen Worten zitterte Lüciens und ward sehr blaß. O hätte er gewußt, wie bald seine Mutter ihm entrinnen würde, wie viel mehr hätte er sie geliebt und gehetzt! In dieser feierlichen Stunde, da der Tod ihm sein Mütterchen raubte, fühlte er sich strafbar, und der Gedanke, man beschuldige ihn, sie hätte sich um ihn zu Tode gebrämt, weckte das wahnsinnige Verlangen in ihm, ebenfalls zu sterben.

Der greise Arzt las die Verzweiflung auf seinem Antlis. „Fürchte nichts, Lüciens,“ tröstete er; „ich wache über dich... Du bist ein braver Junge; du hast ein gutes Herz, und deine arme Mutter kann nun ruhig sterben. Habe keine Angst vor der Zukunft. Sorge dich nicht um die Apothekerrechnung, die nehme ich auf mich, und die Begräbniskosten wird die Gemeinde decken.“

„Nein, das nicht; ich will nicht, ich will nicht! Ich bezahle den Sarg,“ rief der Junge, dessen edler Stolz plötzlich verwundet aufflammte. „Ich will kein Almosen, will nicht, daß die Gemeinde meine Mutter beerdige.“

Dem bestürzten Doktor einen Blick zuwerfend, in welchem sich Dankbarkeit, Schmerz und Empörung zugleich spiegelte, verließ er ihn jählings und kehrte in die Dachkammer zurück.

Langsam Schrittes und ganz nachdenklich entfernte sich der Arzt und wiederholte: „Sonderbar, sonderbar... der Junge da! Gutes Herz! Aber wonnit will er den Sarg bezahlen?“

Und hier entfuhr ihm ein schmerzlicher Fluch, was ihm bloß bei einer verwinkelten Frage passierte.

„Ich will nicht, ich will nicht!“ wiederholte auch Lüciens, als er mit brennendem Kopf auf einem Sessel sank. „Nein, sie sollen sie nicht wie eine Arme beerdigen, du sollst einen schönen Sarg haben, Mutter, ich kaufe dir ihn; das muß, muß sein!“

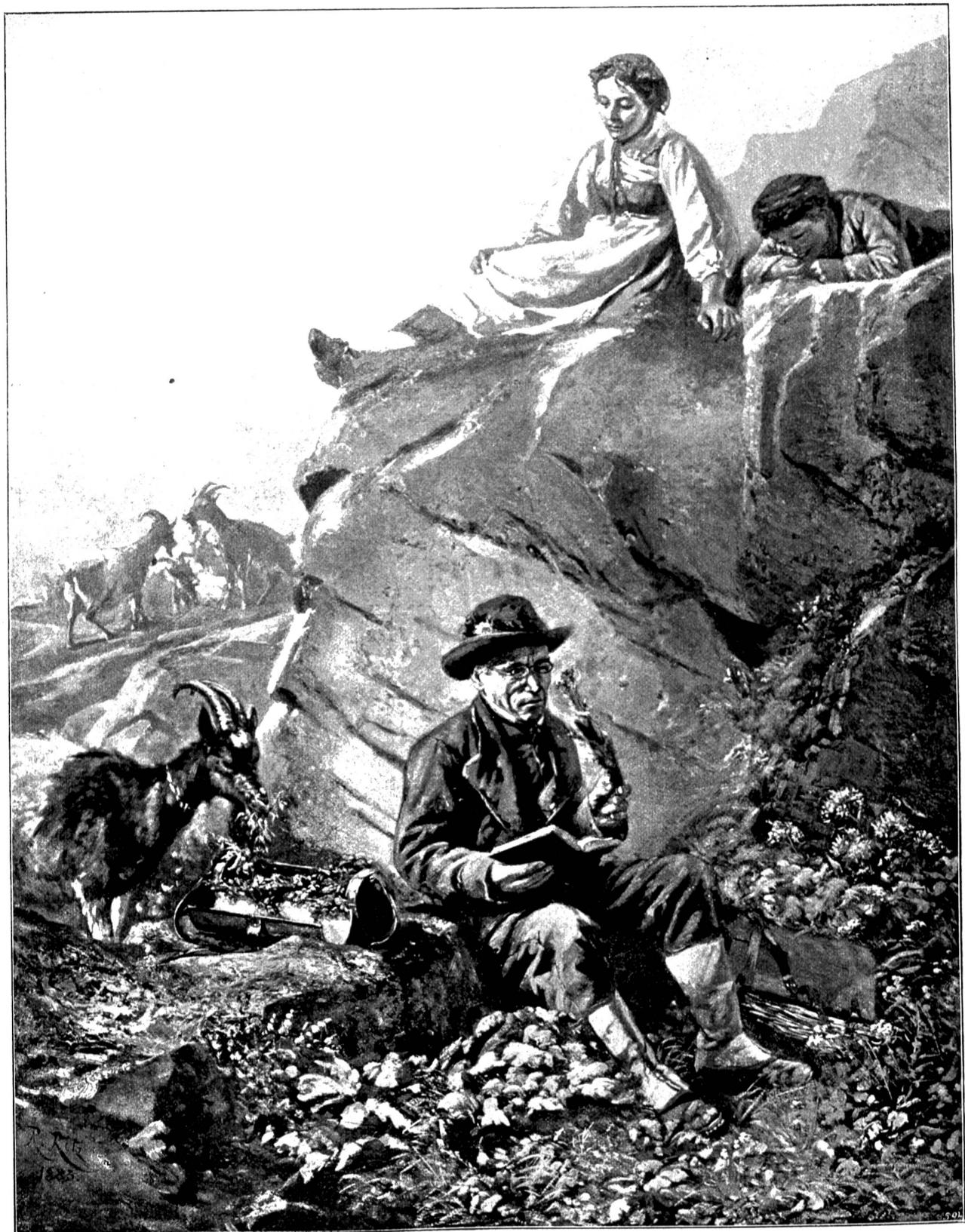
Dann trat er ans Bett, sah die noch immer schlummernde Mutter an, drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn und verließ eilig das Gemach.

„Er scheint höchst pressiert zu sein, dieser Richtsnus Leblanc!“ meinte der Apotheker Sandoz, als er ihn hastig seiner Gartenmauer entlang laufen sah, „ich wette, er hat irgend einen schlechten Streich verübt!“

One diese liebevolle Bemerkung zu hören, lief Lüciens hinter dem Pfarrhaus hin und trat in die kleine Werkstatt des Schreiner Matthén, der — ein Riese, mit Armen, so hart wie Eichenholz, und einem Nacken, wie ein Stier — die Mütze auf dem Ohr, gerade hobelte und dabei die Melodie pfiff: „Père la Victoire.“

Fast immer etwas benebelt, galt er in Colombier für einen Sonderling, der unter einem widerwärtigen Neuzern ein weiches Herz besaß. Er wußte alles, was sich eine Stunde im Umkreis zutrug, und hatte aus seiner Werkstatt ein wahres Auskunftsgebäude gemacht. Wer hinterbrachte ihm denn alles und hielt ihn derart auf dem Laufenden? Die bösen Jungen behaupteten, seine Frau, die Luise, zubenannt „die Dorfzeitung.“

Bei Lüciens Eintritt, dessen schlechten Ruf er kannte, fuhr er ihn stracks an: „He, du Schlingel, welcher Wind führt dich in meine Buitik? Mach, daß du von hier fortkommst und das rapido, wenn du nicht willst, daß ich dir diesen Schlägel an



→ „Der Botaniker“.

Nach dem Gemälde von R. Rilg.



den Kopf werfe! Du thätest besser zu arbeiten, du Müßiggänger; man hat seine Arme nicht dafür, sie einrosten zu lassen. Wenn du Herz hättest, du würdest dich etwas mehr um deine Mutter kümmern. Machst du dir denn gar nichts draus, daß sie an der Schwindfucht leidet? Du bist ein abscheulicher Vogel, verstanden?"

Unter andern Umständen wäre Lücien bei dieser Beschimpfung aufgefahren. So aber blieb er ruhig, wenn auch sein Herz entsetzliche Marter litt.

"Sie sagen alle, ich hätte meine Mutter nicht lieb," murmelte er.

Und an den Schreiner gewandt, fragte er: "Ich komme,

zu fragen, was ein Sarg kostet?"

Seine Stimme war so sanft und sein Antlitz so traurig, daß Jean Matthey sofort milder gestimmt wurde.

"Ein Sarg? Das kommt drauf an; doch nicht etwa für dich?"

Der Junge erwiderete nichts; in seinen Augen aber glänzte eine Thräne.

"Ein Sarg? Es gibt verschiedene Sorten davon. Vier tannene Bretter, ein Pinselstrich — das ist bloß eine Affaire von ein paar Franken. Aber was fällt dir eigentlich ein? Man kaufst doch keinen Sarg so mir nichts, dir nichts, ohne Grund. Du willst wieder einen neuen Schelmenstreich spielen, gelt?"

Dann erinnerte er sich plötzlich, daß ihm die Luisa noch diesen Morgen gefragt hatte, es gehe mit Frau Leblanc zu Ende; und er fuhr fort: "Das geht mich im Grunde nichts an. Ein Sarg ist etwas Heiliges, damit treibt man nicht das Gespött."

Und indem er mit Daumen und Zeigefinger Lücien am Kinn fasste, fragt er: "Für die Mutter, nicht wahr? Sie ist also gestorben?"

"Sie stirbt; eben hat Doktor Renaud mir's gesagt. Aber ich will keinen Armen-Sarg für sie, sondern einen schönen, eichenen; was kostet so einer?"

"Ist's dir ernst, Schlingel, oder spaßest du?"

"Ich spaße nicht," entgegnete Lücien und heftete seine schönen, offenen und traurigen Augen auf den Schreiner.

"Ein Eichen-Sarg? Hm, der ist teuer, sechzig, siebzig, achtzig Franken. Aber sorge dich darum nicht. Man macht dir einen Sarg, wahrhaftig, umsonst, wenn's sein muß. Man weiß wohl, daß du nicht reich bist; überdies wird die Gemeinde ihn einer so armen Frau Leblanc nicht versagen."

Bei diesen letzten Worten stieg Lücien aufs neue das Blut in den Kopf und er verließ den Schreiner plötzlich ohne ein weiteres Wort, wie eine Stunde vorher den Arzt.

"Alle wollen mir ein Almosen geben! Nein, nein, ich nehme es nicht an. Achtzig Franken! Die werde ich mir verschaffen, ich will's!" sagte er eifrig werdend.

Der Ausdruck seines Gesichts war schön, willensstark, kühn und stolz.

Jean Matthey sah seinem Fortgehen nach und brummte: "Ich hätte besser gethan, ihm den Holzhammer gleich an den Kopf zu werfen! Der wütige Schlingel! Er kommt bloß um mir eine Komödie vorzuspielen, mir meine Zeit zu stehlen! Aber ich werde es ihm einfranken!"

Und um seinen Grimm zu beschwichtigen, ging er hin und trank einen halben Liter Weizen, was er bescheiden «deux doigts de vin» nannte.

* * *

Es ist Sonntag, ein wundervoller Maisontag. Der azurblaue, teilweise mit kleinen, weißen Wölkchen bedeckte Himmel wölbt seinen unendlichen Dom über die unter den Liebkosungen der Sonne erzitternde Erde. Überall kreist reiches, üppiges Leben. Die Vögel fliegen hoch, als wollten sie sich demjenigen nähern, dessen Lob sie singen. Über dem schlummernden See grünen die Alpen auf einem noch etwas in Duft gehüllten Hintergrund, dem die Ferne veilchenfarbige Tinten verleiht. Es ist der Tag der Ruhe, der Tag des Herrn, dessen Allmacht und unendliche Weisheit alles Erstklassene feiert.

In der Dachkammer harret Lücien, der die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, ängstlich auf der Mutter Erwachen. O, daß sie nur einmal noch die Augen öffnen, ihn wie sonst begrüßen wollte mit ihrem "Guten Tag, mein Kind!"

Der Atem der Schwindfuchten geht fast unmerklich; die letzte schwere Krise ist vorüber; jetzt nähert sich erbarmungslos der Tod . . .

Da steigt harmonisches Glockengeläute, das die Gläubigen zur Kirche ruft, empor in die reine Luft; die fröhlichen Klänge, getragen von den Schwingen der leichten Brise, verhallen in schweichelnden, unendlich süßen Seufzern; bald tönt es wie Gelispel ferner Stimmen, bald wie ein Springquell heller Rotenperlen, die von dem alten Kirchturm her niedersießeln.

Doch wie traurig erscheinen Lücien die Stimmen! Bis jetzt hatte er auf ihre geheimnisvolle Sprache niemals acht gegeben. Unbewußt faltert er die Hände, und ein wortloses Gebet steigt zu Gott empor. Frau Leblanc öffnet die Augen.

"Lücien . . . es ist Sonntag . . . Hörest du die Glocken . . . Bereiten wir uns vor!"

"Mutter, Mutter!" Und der Junge bedeckt das Gesicht der Sterbenden mit Küpfen.

"Auf Wiedersehen . . . droben . . . Lücien!"

Mit den letzten Glockenklangen schwebt eine Seele empor, hinauf in die himmlischen Wohnungen.

* * *

In der Mansarde herrscht nun Ruhe. Über der Toten Antlitze, auf dem der letzte Wiedersehne einer schönen Seele liegt, ruht ein Lächeln und man möchte meinen, auf den halbgeschlossenen Lippen weile noch der letzte Name, den sie ausgesprochen, der Name ihres Kindes.

Lücien hat keine Bewegung gemacht; kein Schrei entrang sich seiner Brust; lautlos und ohne Zeugen fließen seine Thränen; er ist vom namenlosen Schmerz wie vernichtet. O wie lieb hat er sein Mütterlein gehabt! Er begreift nur allzuwohl, was er durch ihren Hintersicht mit ihr verloren. Zuweilen vergißt er, daß sie nicht mehr lebt und wiederholt: "Stirb mir nicht, Mutter, stirb nicht!"

Und an dem wundervollen Maisontag fliegen die Vögel immer höher hinauf an den unendlichen, azurblauen, mit ein paar weißen, leichten Wölkchen bedeckten Himmel, wie um demjenigen näher zu sein, dessen Lob sie singen.

* * *

Auf der Straße, dem Hause gegenüber, in dem soeben der Tod Einkehr gehalten, hört man an diesem Sonntag lautes Stimmengewirr, Rufes, Lachen und Witsalven.

Etwas zwanzig junge Männer, umgeben von einer Menge Neugieriger, harren neben ihrem Velos auf das Signal der Abfahrt. Der blaue, weiß gestreifte Anzug, die kleine, gleichfarbige, nach hinten geschobene Mütze verleihen ihnen einen

fecken, stolzen Anstrich. Die einen werfen noch einen letzten Blick auf ihre Maschine, untersuchen den Kautschuk der Räder, während andere galant mit einer Gruppe deutscher Pensionärrinnen plaudern, deren Lehrerinnen sie für den Augenblick verlassen haben, um den Pfarrer zu besuchen. Ein einziger Velocipedist, Douglas, der junge Engländer und Lüciens Freund, macht auf den paar Metern der leer gelassenen Straße, die ein Bierdeck bilpen, mit merkwürdiger Gewandtheit und Leichtigkeit Evolutionen.

Es ist ein Uhr. Um halb zwei soll die Abfahrt stattfinden. Die Jury bestimmt in einem nahen Café die letzten Bedingungen der Weltfahrt: Kosten erwachsen den Teilnehmern keine; Hin- und Herfahrt nach Überon — ungefähr fünfundsechzig Kilometer — einziger Preis hundert Franken. Die Velocipedisten von Colombier haben die Niederlage gutzumachen, die ihnen im vorigen Jahr die von Boudry bereitet haben. Da und dort wird gewettet. Tell Piaget von Boudry wettert, in drei Stunden hin und her zu fahren. Im Namen der Kameraden von Colombier geht Douglas offiziell drauf ein. Der Kampf verspricht damit brillant und bissig zu werden.

Die Zeit rückt vor; die Velocipedisten gruppieren sich; allmählich wird es stiller; das Schweigen wird beinahe feierlich. Man könnte meinen, es handle sich um den Abmarsch junger Soldaten an die Grenze im Moment, da sie den Eid der Treue abzulegen haben.

Die Jury kommt zum Vortheil, nachdem sie gewissenhaft das detaillierte Verzeichnis der Teilnehmer zusammengestellt und nicht weniger gewissenhaft mehrere Flächen Gortailod gelernt hat. Der Herr Präsident, ein hübscher, pausbäckiger Jüngling, in schwarzem Überrock, gibt noch die wichtigsten Artikel des Reglements über die Weltfahrt zur Kenntnis. Mit andächtiger Aufmerksamkeit lauscht man seiner starken, wohlklangenden Stimme:

Art. 4. Die Teilnahme an der Weltfahrt ist unentgeltlich . . . Art. 9. Die Fahrt beträgt neunundsechzig Kilometer . . . Art. 12. Die Velocipedisten von Boudry stellen die Forderung: „Dreistündige Fahrt.“ . . . Art. 17. Ein einziger Preis von hundert Franken wird dem Sieger sofort nach Schluss der Weltfahrt ausbezahlt.“

Dieser letzte Satz wird mit klingender Stimme herausgeschmettert, ohne Zweifel, damit jeder sowohl das Organ des Redners, als auch die Freigebigkeit des Organisationskomitees bewundern könne. Sie dringt auch empor in die Dachstube, wo Lüciens bei der Leiche seiner Mutter wacht. Er fährt empor, und ein plötzlicher Einfall durchkreuzt sein Hirn.

„Hundert Franken! Hundert Franken!“ murmelt er. „Grad so viel, um einen Eichensarg zu beschaffen. Hundert Franken! O wenn ich dürfte!“

Und schneller fließt das Blut durch seine Adern. „Nein, ich darf nicht. Sonst sagen sie wieder, ich liebe meine Mutter nicht . . . Hundert Franken!“

Die Aussicht, diese mächtige Summe auf einen Schlag, ohne Demütigungen zu erdenken — gewinnen zu können, das reizt, berauscht ihn.

Niemand weiß, daß seine Mutter gestorben ist; einziger Doktor Renaud mag es vermuten.

Ist das aber nicht eine Entheiligung? Hat er das Recht, an einer Festlichkeit teilzunehmen, derweil der mütterliche Körper noch nicht kalt geworden ist?

Er ist schmerzlich bewegt und unentschlossen; dann schüttelt ihn wieder die Angst. Wenn er den Preis nicht gewinnt? Die Chancen des Sieges sind so gering! Es handelt sich um eine allzu schwierige Partie. Und dazu ist er so matt; zwei Nächte hindurch hat er nicht geschlafen.

Lange betrachtet er seine Mutter.

„Es muß sein! Es muß sein!“ ruft er plötzlich, als hätte er auf dem Gesicht der Toten den Befehl gelesen, hinzugehen. „Es muß sein! Ich will nicht, daß sie ihr das Almosen eines Sarges zuerkennen.“

Um die matten Augen zu erfrischen, steckt er mehrmals das Gesicht in frisches Wasser.

Doch im Moment des Fortgehens zaudert er wieder.

„Erlaubt es die Mutter?“ „Ja“, antwortet ihm eine innere Stimme.

Entschlossen öffnet er die Thüre: „Aldieu, Mutter!“ sagt er. Und damit niemand Einlaß in die Mansarde finde, schließt er doppelt ab.



Herzläferchen. Phot. F. Boissonas, Genf.

Noch ein paar Minuten, und der Befehl zur Abfahrt wird gegeben. Durchdrungen vom Gefühl seiner Wichtigkeit, teilt der noch immer sehr feierliche Präsident rechts und links seine weißen Kätschläge aus. Zum letzten mal fordert er diejenigen, die zu konkurrieren wünschen, zur Anmeldung auf wenn diese noch nicht erfolgt ist.

„Meine Herren, die Einschreibungsliste wird fünf Minuten vor der Abfahrt geschlossen. Will sich niemand weiter melden? Niemand?“ fragte er, in der Weise eines Taxators seine Stimme modulierend. „Die Fahrt ist . . .“

„Halten Sie ein, Herr Präsident, warten Sie! Ich schreibe mich ein!“

Ein unendliches Gelächter antwortete darauf.

„Wer meldet sich an?“ fragt der Präsident.

„Ich, mein Herr, ich, Lüciens Leblanc.“

Das Gelächter verdoppelt sich, namentlich in den Gruppen der Velocipedisten, während aus der der Neugierigen Bemerkungen laut werden, wie die folgenden: „Welche Freiheit hat dieser Leblanc!“

„Er macht sich über die Leute lustig!“

„Welch' infamer Taugenichts!“ brummt eine zahnlose Alte. „Ist's nicht ein Unglück für seine Mutter, solch ein Ungeheuer zum Sohn zu haben? Statt sie zu pflegen, denkt er nur an sein Vergnügen . . .“

„Lüciens Leblanc,“ spricht der Präsident, „der Augenblick ist schlecht gewählt, einen neuen Schelmensch zu versuchen . . .“

„Ich verlange, unter die Zahl der Teilnehmer aufgenommen zu werden,“ erklärt der Bursche mit fester Stimme und dreistem Blick: „Ich verpflichte mich, die Fahrt in zwei Stunden, vierzig Minuten auszuführen. Ich denke keineswegs zu scherzen.“

Sein Gesicht bietet in diesem Moment einen schönen Anblick; seine großen, schwarzen Augen halten den fragenden

Blick des Präsidenten, der irgend einen Possenstreich vermutet, sieghaft aus.

Nach Lüciens Erklärung, die Fahrt in weniger als drei Stunden zu machen, hören Lachen und Spott jählings auf, um außerordentlichem Staunen Platz zu machen.

Redet er im Ernst? Es ist angefischt seiner offenen, stolz-fühnen Miene kein Zweifel möglich.

„Gehe mir!“ sagt Ulysse Matthay, der Schreinerssohn, „man kennt den Vogel; gestern kam er auch mit solch schein-heiligem Gesicht zu meinem Vater. Verschwenden wir unsere Zeit nicht an ihn, Kameraden; ich schlage vor, daß man dem Kerl die Einladung verweigert.“

„Unterstützt! Unterstützt!“ tönt's von allen Seiten.

Lüciens spurt, wie ihm die Thränen aufsteigen.

„Ich habe verlangt, daß man ihn angenommen habe; das Reglement es nicht verbeten hatte.“

Es ist Douglas, der junge, englische Pensionär, der von Mitleid ergriffen, zu Lüciens tritt und obigen Speech hält.

„Es ist wahr,“ pflichtet der Präsident bei, „wir dürfen's nicht abschlagen,“ und an den Burschen gewandt, fragt er: „Wo ist dein Velo? Vermutlich gehst du nicht zu Fuß?“

Neues Gelächter beginnt.

Lüciens wird bei dieser Frage entseztlich blaß.

„Nein, er hat kein Velo. So vieles hat seinen armen Kopf beschwert, daß er vergessen hat, ein's zu leihen.“

„Ich habe kein's!“ stammelt er, ärgerlich und beschämmt, der Gegenstand des allgemeinen Spottes zu sein.

Hätte sich's nicht um seine Mutter gehandelt, er wäre denen, die ihn höhnten, ins Gesicht gesprungen.

Aber die Vision seines Mütterleins, das droben in der Manjardie ruhend, des Sarges harrt, zieht an seinem Geist vorüber, und so bleibt er ruhig und sieht seinen Traum zer-rinnen. Da berührt Douglas seine Schulter.

„Ihnen liegen viele daran, die hundert Franken zu habe?“ fragt er.

„Ja, Douglas . . . für meine Mutter.“

„Dann nehme meinen Maschine, er ist vortrefflich für der Fahrt!“

Wie man hört, daß der Engländer, der beste Velofahrer von Colombier, auf den man zur Gewinnung des Sieges gezählt hatte, sein Velo an Lüciens Leblanc abtritt, gibt es heftige Reklamationen und Proteste.

Tell Piaget, der Held von Boudry, froh, seines gefürchteten Nebenbüchers los zu werden, übernimmt die Verteidigung Lüciens unter dem Vorwand, daß man vor allem gerecht sein müsse und dem armen Kerl, der mitthun wollte und nun über ein Velo verfüge, keine Hindernisse in den Weg legen dürfe.

„Nun wohl,“ entscheidet der Präsident, nachdem er mit den Mitgliedern der Jury einige Worte gewechselt hat, „ich schreibe dich ein, Lüciens Leblanc.“

„Danke!“ versetzt dieser. Er faßt die Hand des Engländers, drückt einen langen, dankbaren Kuß darauf und springt mit einer Geschmeidigkeit und Behendigkeit auf seine Maschine, die wenige bei ihm vorangegangen waren.

Die Zuschauer beurteilen die eben erteilte Erlaubnis der Jury verchieden. Die einen behaupten, der Veloklub von Colombier mache sich zum Gespött des ganzen Kantons; andere, die eine richtigere Meinung besitzen, finden, Lüciens Leblanc sei im Recht zu fahren, wenn er auch die vorgeschriebene Tracht nicht besitze.

„Wer weiß?“ wagt ein alter Bauer vorzubringen, der die Leichtigkeit bemerkte hat, mit welcher der Bursche die Maschine bestiegen, „wer weiß, ob er nicht den Preis kriegt?“

„Aufgepaßt! Es ist ein Uhr neunundzwanzig Minuten!“ ruft der Präsident.

Die Teilnehmer fassen die Steuerung und harren, das Auge auf ihre Maschine geheftet, des Befehls zur Abfahrt. Alles schwieg . . . sogar die Luise, die Frau des Schreiners Matthay, die mit den Augen ihren Ulysse, den unzweifelhaften Sieger, verschlingt. Man könnte eine Federmaus fliegen hören.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . Marsch!“

Die zwanzig Fahrer springen auf, beugen leicht den Rücken und stieben gleich einer kompakten Masse davon, indem sie große Staubwolken aufwirbeln. Während einiger Sekunden blickt man ihnen nach; dann verschwinden sie bei einer Straßenbiegung plötzlich.

Das Preisgericht kehrt, mit dem Präsidenten an der Spitze, in das Café zurück. —

Auf der staubigen Straße, die sich längs des See gleich einem weißen Bande durch Weinberge und Baumgärten hinzieht, herrscht große Hitze.

Bis nach Boudry folgen sich die Radfahrer ziemlich gleichmäßig; bald aber löst sich eine Gruppe von drei Mann ab und gewinnt einen Vorsprung; es sind Tell Piaget, Ulysse Matthay und Lüciens Leblanc. So radeln sie längere Zeit, jeder in einer Entfernung von fünf Metern vom andern, dahin.

Lüciens fühlt Ermattung. Seine Schleife glüht; die Augen trüben sich; unendliche Müdigkeit übernimmt ihn. Er möchte schlafen . . . schlafen daheim in seiner Manjardie. Mechanisch drückt er auf die Pedale, die geräuschlos auf- und niedersteigen.

„Man wird dieses Schlingels nicht los!“ murrt Tell Piaget mit häßerfülltem Blick.

Und mit mächtiger Anstrengung überholt er bald seinen Gegner und legt eine Entfernung von dreißig Metern zwischen sich und ihn, die sich in Kürze noch vergrößern wird.

In der Nähe von St. Aubin begegnet Lüciens einem Wagen, in welchem er Doctor Renaud und Notar Perret erkennt; be-schämmt sinkt er wie ein Schuldiger das Haupt.

„Er wird mich schlimm beurteilen!“ denkt er.

Und in der That sitzt der Doktor ein Weilchen mit offenem Munde da. Dann steigt ihm das Blut ins Gesicht und er grollt: „Ist's möglich? Ist's menschenmöglich? Welch schlechtes Herz muß der Schlingel haben! Seine Mutter liegt im Sterben, wenn sie nicht bereits tot ist! Hat er denn gar keine Liebe zu ihr?“

„Es ist ein unverbaßlicher Thunichtgut,“ bestätigt der Notar Perret nachdrücklich. „Glauben Sie mir, Doktor, Sie sehen keinen Stich, trotz Ihrer guten Augen, in das Herz solcher Schlingel. Lüciens Leblanc nimmt ein schlechtes Ende, das habe ich Ihnen schon öfters gesagt.“

„Wir besuchen diesen Abend miteinander seine Mutter, nicht wahr?“

„Gern, gern, Doktor.“

Und Doctor Renaud versinkt in tiefe Betrachtungen.

Es ist ein Viertel auf vier Uhr. Tell Piaget fährt noch immer voraus und hat Lüciens um mehr als sechshundert Meter überholt. „Ach, ach,“ macht er mit bösem Lachen, „Leblanc wollte die Fahrt in zwei Stunden, vierzig Minuten machen. Viel Glück! Ich aber, ‚päckle‘ die Hunderfranken-banknote!“

Und der Höder des Gewinns frischt seine Kräfte wieder auf.

Ulysse Matthay ist in Folge einesfalls in der Nähe von Grandson zurückgeblieben und sucht vergeblich, die verlorene Zeit wieder zurückzuerobern.

Mit Schnelligkeit folgt Kilometer auf Kilometer.

Alle Radfahrer sind buchstäblich weiß, als hätten sie ein Mehlbad genommen. Mehrere, die am Gelingen verzweifeln, ruhen einen Moment am Straßenrand aus.

Lüciens, der in der ersten Stunde gegen ein sonderbares Unwohlsein, eine Mattigkeit in allen Gliedern zu kämpfen hatte, fühlt sich mit einem Mal von einer tiefen Entkräftung und zugleich von Raserei erfaßt. Die tolle Fahrt nach der mehr-tägigen, fast absoluten Ruhe hat ihn sozusagen berauscht. Heißes Blut strömt durch seine Adern.

„Mutter, Mutter!“ ruft er hier und da, um sich anzuseuern und sich gleichsam Beine zu machen. Und das Velo gleitet, wie von unsichtbarer Hand getrieben, flink wie ein Pfeil dahin. Ihm ist's, als ob nicht er, sondern die Mauern, Felder, die rechts und links wandernden Spaziergänger wie vom Sturmwind gejagt, weiterflögen.

Jählings entringt sich seiner Brust ein heißer Schrei. Naum zwanzig Meter vor sich hat er Tell Piaget bemerkt. Rastend, als wolle er die Pedale seiner Maschine zerreißen, radelt er auf und davon und fühlt seine Kräfte verzehnfacht.

Armer Kerl! Wer ihn so rennen sieht, hält ihn, seinem Aussehen nach, für einen Wahnsinnigen.

„Mutter! Mutter!“

Etwa hundert Meter weit radeln die zwei Nebenbuhler fast Seite an Seite. Schämmend vor Wut, versucht Tell Piaget feigerweise quer über die Straße zu fahren, um seinen Gegner zu Fall zu bringen.

Doch wie der Wind fliegt Lüciens an ihm vorüber . . . Eine ungängliche Freude jubelt nun im Herzen der Waife; er fühlt sich wie von Schwingen getragen und läßt Tell Piaget mit seinem Zorn weit hinter sich.

* * *

„Da kommt einer! Da kommt einer!“
Mit dem Finger weisen die Preisrichter auf eine sich nähernde weiße Wolke mit einem grauslichen Punkt in der Mitte.
„Wer ist's? Wer ist's?“

Alle diejenigen, welche der Absfahrt der Velocipedisten beigewohnt hatten, haben sich wieder eingefunden und harren in banger Erwartung der Ankunft des Siegers.

„Es ist Matthey!“ ruft eine Stimme.
„Es natürlich ist er's, mein Sohn!“ versetzt Luije, deren Wangen sich vor Freude purpur färben.

„Nein, es ist Piaget!“

„Lucien Leblanc! Lucien Leblanc!“ schreit man von allen Seiten. Und der Junge, der plötzlich zwei Schritte vor dem Präsidenten holt macht, wird mit frenetischen Hurrahs begrüßt.

„Bravo, Lucien, Bravo! Colombier ist Sieger!“

Es herrscht unbeschreibliche Begeisterung. Lucien Leblanc, den man ein paar Stunden vorher mit Verachtung ansah, wird umringt, beglückwünscht, im Triumph davongetragen.

Eine Ehrenjungfer krönt seine Stirn mit einem Kranz aus Eichenlaub.

„Es ist sieben Minuten über vier Uhr,“ sagt der Präsident.

„Der Sieger hat die Fahrt in zwei Stunden siebenunddreißig Minuten zurückgelegt.“
Diese Erklärung wird mit erneutem Hurrahs aufgenommen!

Eine Stunde darauf ist Lucien bei seiner Mutter. Mit einem mal überfällt ihn eine schreckliche Thränenkrise.

Es war zu viel für den fünfzehnjährigen Knaben! In einem halben Delirium legt er den Eichenkranz auf der Mutter Haupt und die Hundertfrankenbanknote in ihre Hand und wiederholt:

„Nimm, Mutter, nimm! Das ist für den Eichenkranz!“

Und am Fuß des Bettes niedersinkend fällt er in Ohnmacht.

Um sechs Uhr tritt Doktor Renaud, der unterdessen den Sieg des Burischen vernommen und seine Aufopferung verstanden hatte, in Begleitung des Notars Perret in die stillle Mansarde.

„Er ist ein braves Herz!“ sagt er, „ich habe mich nicht getäuscht, Herr Perret.“

„Ja, er ist ein braves Herz!“ bestätigt dieser.

Und mit gefalteten Händen betrachten die beiden Greife das rührende Gemälde: Die Tote und die Witwe — das ein letzter Sonnenstrahl beleuchtet.

Christian Bühl,

ein schweizerischer Heraldiker, † den 5. Februar 1898.

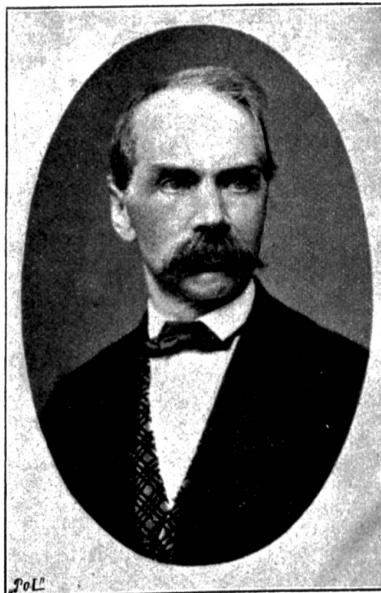
Mit Porträt und fünf Original-Abbildungen.

Am 5. Mai des Jahres 1798 forderte das helvetische Direktorium die Regierungsstatthalter auf, die öffentlichen Zeichen der alten Staatsordnung und damit auch die Wappen entfernen zu lassen. Durch diesen Erlass war einem Zweige künstlerischer Betätigung das offizielle Todesurteil gesprochen, der zu gewissen Zeiten des Mittelalters eine hervorragende und namentlich die Kleinkunst ungemein fördernde Rolle gespielt und sich nebenbei zu einer angesehenen Wissenschaft entwickelt hatte. Trat auch dieses Todesurteil damals nur eine greifses Siedhum fristende Kunst, so wurde es doch in doppelter Hinsicht von übeln Folgen begleitet: erstens fielen ihm eine ganze Reihe von Werken aus blühender Vergangenheit zum Opfer, und zweitens vermochte es das Verständnis für die Heraldik als Kunst und Wissenschaft auf eine längere Zeitspanne so gründlich zu tilgen, daß später, als einfältigere Generationen das Wesen der Freiheit nicht mehr abhängig von einer so unschuldigen Aeußerung des Standes- und Familienbewußtseins erachteten und dem mit der Restauration wieder zu neuem Dasein erwachten Wappenwesen keine Hindernisse in den Weg legten, das Verständnis für dessen ursprüngliche Bedeutung und das Gefühl für eine schöne Formengebung fast vollständig abhanden gekommen waren. Daß man in der Folge die Fäden nicht da ankünfte, wo sie gewaltsam zerschnitten worden waren, darf als ein Glück bezeichnet werden.

Der Heraldik wandten die Förderer jener Wissenschaften zuerst wieder ein eingehenderes Studium zu, welche sich seit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die schöne und dankbare Aufgabe segneten, eine in ihren wirklichen Verdiensten verkannte und zum Zerrbilde verunstaltete Epoche der Vergangenheit in ein richtiges Licht zu setzen. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch die im vollen Gefüle jugendlicher Kraft und Begeisterung arbeitenden Germanisten einerseits und durch den Einfluß der poetischen Schöpfungen der romantischen Schule auf weitere Volkskreise andererseits. Langsammer Schrittes folgten die Kunsthistoriker auf einem Gebiete

unserer kulturellen Entwicklung, das zu jener Zeit von der Wissenschaft noch völlig vernachlässigt war und wo jeder Stein zu dem künftigen Baue als ungefügter Kloß der Bearbeitung harrte. Für die richtige Würdigung des mittelalterlichen Kunsthandwerks aber fehlte damals selbst den beteiligten Kreisen noch jedes Verständnis, so daß wir uns heute, wo die vielen historischen Sammlungen, die zahlreichen Publikationen mit ihrem vortrefflichen Bildungsmaterial und die kunstgewerblichen Schulen auch dem Künstlern zugänglich sind, keine richtige Vorstellung von den Schwierigkeiten zu machen vermögen, mit denen jene Männer, in welchen zuerst wieder eine Ahnung für die Schönheiten und Vorzüge gänzlich vergessener Kunstrichtungen zu dämmern anfieng, kämpfen mußten, bis sie sich zu einer geläuterten Erfahrung dessen durchgearbeitet hatten, was ihnen traumhaft vorschwebte.

Zu ihnen gehörte auch Christian Bühl. In den kriegerischen Wirren, welche der Invasion der französischen Armee in unser Land folgten, war im Jahre 1799 das kleine Heimwehen der Brüder Bühl zu Neßlau im Toggenburg in Flammen aufgegangen. Ihres Besitzes beraubt, suchten die drei Brüder ihr Auskommen in der Fremde, Christians Vater in Bern, wo ihm am 29. Dezember 1825 ein Sohn geboren wurde. Mit drei Schwestern genoß der Knabe eine Erziehung, so gut sie unbemittelte Eltern in damaliger Zeit ihren Kindern angedeihen lassen konnten, und die eben in erster Linie darauf hinzielte, sobald wie möglich junge Arbeitskräfte zum besseren Auskommen der Familie heranzuziehen. Künstlerischer Beanlagung war der damalige Schulunterricht wenig fördernd. Die Vorliebe des Knaben für die kleine dekorative Kunst fand darum ihre Nahrung ausschließlich in privater Thätigkeit und veranlaßte vielleicht gerade dadurch die Eltern, welche die Liebhabereien ihres Sohnes täglich beobachten konnten, seinem Wunsche zu folgen, und ihm einem vielseitigen, alten Praktiker, dem Maler Rohr, in die Lehre zu geben. Mit dem Wappenstein war der junge Bühl auf recht originelle Weise bekannt geworden. Da der Eltern Wohnung in der Nähe eines der



† Christian Bühl, Heraldiker.
Nach Phot. G. Nicola-Karten, Bern.